

# Die Unterhaltungen

Wöchentliche Beilage zur  
**E**thorner Ostdeutschen Zeitung. **E**  
 № 50. 1899.

## Durchgekämpft.

Novelle von L. Westkirch.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Die Verlobung wurde wieder aufgehoben,“ sagte Hanna leise, kaum fähig sich aufrecht zu halten.

„Dazu kann ich Ihnen nur Glück wünschen,“ erwiderte Herr v. Rispenstedt. „Ich glaube nicht, daß eine Frau mit Vicelius besonders glücklich wird. Und hier gefällt es Ihnen?“

„Ja; mir gefällt es.“

„Also auf Wiedersehen. Oder gehen Sie mit hinein?“

Sie schüttelte stumm den Kopf und faßte Gretchens Hand so fest, als müsse das winzige Kinderhändchen sie stützen und schützen. Mit der Kleinen ging sie zum Strand hinunter.

„Fräulein Hanna,“ sagte das Kind, „warum zitterst Du denn?“

„Mich friert, Gretchen.“

Und nach einer Weile: „Fräulein, Du hast

ja die Augen ganz voll Thränen, was fehlt Dir denn?“

„Die grelle Sonne blendet mich, Kind.“

„Aber Fräulein, weil die Sonne Dich blendet, brauchst Du doch nicht zu schluchzen. Sag's nur, gewiß thut Dir der Kopf weh, wie neulich der Lisette.“

„Das Herz, Gretchen, das Herz. Aber erzähl's Keinem wieder, mein Liebling. Es geht vorüber.“

Und sie wandte den Kopf scheu von der



Aussicht von Ladysmith (Natal). [S. 395]

endlosen Meeresfläche. So weit, so unheimlich weit schien ihr die Welt, und sie selbst war solch' armes verlorenes Staubkörnchen darin, ein Staubkorn, das Schmerz genug für eine ganze Welt empfindet.

Aber bei der Mahlzeit, die sie wie immer an der Herrschaftstafel einnahm, war sie ruhig. Sie wollte ruhig sein. Gelassen saß sie neben Gretchen, die dem Festtag zu Ehren mitessen durfte. Die Thränen, die sie nicht weinen wollte, gaben ihren Augen einen wunderbaren Glanz, das Blut brannte heiß in ihren Wangen, ihren Lippen. Sie ahnte nicht, wie schön sie war, aber die Augen der Männer sahen es, Rispenstedt's Augen, die unwillkürlich wieder und wieder nach ihr sich wandten gegen seinen Willen, zu seinem Aerger. Was Teufel! Wenn eine Liebe todt ist, soll sie todt bleiben. Er, Rispenstedt, hatte keine Neigung, sich mit dem Gespenst einer todtten Liebe herumzubalgen.

Sobald die Tafel aufgehoben wurde, ging Hanna mit Gretchen hinauf in ihr Zimmer. Aber sie blieb am offenen Fenster. Von dort konnte sie einen Theil der Terrasse übersehen, auf der die Gäste Kaffee tranken. Das Geschwirr der Stimmen schallte zu ihm empor, seine Stimme, sein Lachen; aber er lachte nicht mehr so oft, nicht mehr so hell wie einst. Und dann sah sie die Paare zum Lawn-Tennis antreten: Asta und Heinz auf der einen, die beiden Offiziere auf der andern Seite.

Wie sie geschmeidig sich bogen und auf den Beinen hoben! Wie sie zusprangen, die Bälle zurückzuschlagen!

Und jetzt faßte Rispenstedt Asta's Hand. Was war das? Er löste ihr ein dürres Buchenreis aus dem wehenden Stirnhaar. Wie lange Zeit er dazu brauchte! Wie dicht aneinander geschmiegt sie standen. Eine jähe Erinnerung erschütterte Hanna. „Doch! noch ein Mann ist hier, sonst wären wir's auch nicht!“ — War sie denn blind, war sie denn taub? — Also darum war er gekommen. Der Mann, von dem die Baronesse sprach, war er!

Da öffnete sich leise die Thür hinter ihr. Asta trat ein. Hanna machte eine abwehrende Bewegung. Sie wollte sie nicht sehen, jetzt nicht! Sie wollte allein sein, allein! Hatte sie denn kein Fleckchen auf der Welt, wo man sie nicht störte? Aber wer hätte je Asta v. Lenhof gewehrt, wenn sie etwas wollte?

Da saß sie schon auf dem Sopha. „Sie müssen mir Mhl geben! Hören Sie! Ich bin durchgebrannt.“

„Den für Sie geladenen Gästen? Aber Fräulein v. Lenhof!“

„Für mich. Das ist's, das ist's ja! Und da soll man lebenswürdig sein. Ich kann nicht mehr lebenswürdig sein und ich will's nicht. Ich will nicht lachen, immerfort lachen! Ich will weinen. Sonst erstick' ich!“ Sie drückte das Gesicht in die Hände. Ein trockenes Schluchzen schüttelte sie.

„Was ist Ihnen denn?“

Den Finger im Munde, betrachtete Gretchen Asta, in starrer Bewunderung darüber, daß heute alle erwachsenen Menschen weinten.

Die Baronesse schüttelte den Kopf. Plötzlich fuhr sie in die Höhe.

„Verriegeln Sie die Thür!“

Hanna gehorchte, im Stillen bedauernd, daß sie das nicht fünf Minuten früher gethan hatte.

Fräulein v. Lenhof weinte jetzt wirkliche Thränen. „Ich bin nicht schlecht gewesen! Aber sie machen mich schlecht! Schlecht und unglücklich! Ich kann nicht mehr.“ Sie füllte ein Glas Wasser und trank es auf einen Zug aus. „Haben Sie noch eine Mutter, Fräulein Rudhart?“

„Ja.“

„Ja? Dann ist's ohne Zweifel eine wür-

dige Frau mit weißen Haaren, der die Lippen überfließen von guten Lehren. Manchmal wird's Ihnen ein bißchen viel. Thut nichts! Sie vergöttern sie trotzdem, denn Sie sehen sie thun, was sie lehrt. Nicht wahr?“

„Mein armes, liebes Mütterchen!“

„Was denken Sie eigentlich von meiner Mutter?“

„Fräulein v. Lenhof —“

„Ach, Sie brauchen gar nichts zu sagen.“

„Ich sag' auch nichts. Wozu? Zuletzt thu' ich ihr doch den Willen. Das weiß sie auch ganz gut. Wir kommen nicht mehr voneinander los. Aneinandergeschmiebet wie Galeerensträflinge: eine Schuld, eine Kette. Aber eine Weile lassen Sie mich still hier liegen, mir einbilden, ich wäre mein eigener Herr, wäre ein freies, glückliches Mädchen wie Sie.“

„Wie ich? Wie ich!“

„Gewiß, wie Sie! Was haben Sie denn erlebt trotz Ihres jähen Schicksalswechsels! Arm oder reich, Sie finden sich drein. Sie besitzen eine angeborene Anpassungsfähigkeit an Armuth, Entbehrung, Abhängigkeit. Die habe ich nicht! Hätte ich sie, wär' mir besser. Und da muß man nun sein Gewebe spinnen, wieder und immer wieder, und immer reißt's am Ende entzwei! Kein reicher Freier fängt sich. Dabei verstreicht die Zeit, und man hat Eile. Ach, es ist entsetzlich, gemein, niederträchtig!“

„Ja.“

„Und nun das Niederträchtigste! Sehen Sie, diesmal erreich' ich mein Ziel, diesmal fängt er sich, das weiß ich! Und nun — nun möcht' ich am liebsten davonlaufen und ihn fahren lassen. Aber nur ruhig! Ich thu's nicht, das weiß ich. Ich kenne mich und mache mir keine Illusionen, nicht einmal über mich selbst. Aber austoben muß ich meine Wildheit dann und wann bei Ihnen, Sie geduldiges Seelchen! — So, nun geben Sie mir einen Tropfen Waschwasser und passen Sie auf, was ich gleich drunten für Poffen treiben werde.“

Wie ein Wirbelwind war Asta v. Lenhof zur Thür hinaus. Hanna hörte ihr Lachen, ihr hohes Stimmchen laut heraufschallen. Sie fühlte sich krank. Am liebsten wäre sie zum Abendbrod gar nicht hinuntergegangen. Aber sie mußte sich überzeugen, ob wirklich ihr Geliebter, ihr Männerideal der reiche Gimpel war, der sich fangen und jene Leichtfertige vor dem Glend, der Armuth, die ihr drohend im Nacken saß, erretten sollte. Bald zweifelte sie nicht mehr. Asta, aufgeregt, erhitzt, kokettirte lebhaft mit Rispenstedt. Rispenstedt war schweigsamer als sonst, und über seine Nachbarin weg kehrte mit eigenthümlicher Hartnäckigkeit sein Blick immer wieder zu Hanna zurück. Als die Baronesse die Tafel aufhob, trat er zu Hanna.

„Gefegnete Mahlzeit, Fräulein Rudhart.“

„Man sieht Sie ja gar nicht.“

Er schüttelte ihr die Hand, eine Förmlichkeit, der sie sich nicht entziehen konnte, aber ihre Hand war kalt wie Eis.

„Ich habe hier Pflichten, Herr v. Rispenstedt.“

Er stockte, ihr starrer Blick verwirrte ihn. „Wie geht es denn Ihrer verehrten Frau Mutter?“

„Mama ist bei meiner Schwester und bei meinem Schwager.“

„Ihre Fräulein Schwester hat sich verheirathet?“

„Ja.“

„Und — es geht ihr gut?“

„Es geht uns Allen sehr gut.“

„Ich höre, Herr v. Rispenstedt ist ein alter Freund Ihres Hauses, Fräulein Rudhart,“ sagte die Baronin in ihrer müden, lebenswürdigen Weise. „Wollen Sie nicht ihm zu Ehren heute Abend bei uns bleiben?“

„Ich möchte lieber nicht, gnädige Frau.“

Gretchen weint, wenn sie aufwacht und mich vermißt.“

Sie ging aus der Thür. Droben athmete das Kind in ruhigem Schlaf und dachte nicht an's Erwachen. Hanna verriegelte ihre Stube und löschte das Licht aus. Dann öffnete sie leise das Fenster, lehnte sich auf die Brüstung und starrte in die Nacht hinaus, als lausche sie dem, was Wald und Meer, ihre alten Freunde, ihr heute zum Trost sagen würden. Wald und Meer schwiegen, doch auf der Terrasse wurde es lebhaft. Dorthin hatten die Herren sich zurückgezogen, die Offiziere, Rispenstedt, Affeld und der Pfarrer des Ortes, die Beide sich zum Nachtessen noch eingefunden hatten. Franz, der Seemann, ein vielerfahrener Trinker, hatte eine Ananasbowle bereitet. Man trank, man lachte, man erzählte lustige Geschichten.

„Rispenstedt, Sie machen heute ein Gesicht wie der steinerne Gast,“ lachte der Leutnant, seinen Nachbar auf's Knie schlagend. „Wahrhaftig, wenn Sie nicht schon bewiesen hätten, was Sie für ein fideles Haus sind, man könnte Sie für einen Duckmäuser halten.“

„Lassen Sie ihn,“ neckte Affeld. „Es ist Frühling. Da schießt der Saft in die Bäume und in die Herzen.“

„Unfinn,“ brummte Rispenstedt ärgerlich. „Mich kümmert nur ein Saft. Bitte, lassen Sie mich nicht verdursten.“

„Schon wieder Ebbe? Einen guten Zug haben Sie an sich!“

„Das lernt man auf deutschen Hochschulen, selbst wenn man sonst nichts lernt, nicht wahr?“

Rispenstedt stützte den Kopf in die Hand und starrte in die Nacht hinaus. Er hatte viel getrunken, mehr als selbst er ohne Nachwirkung vertrug. Er war philosophisch nachdenklich, traurig. Wie Alles im Leben miteinander verknüpft ist, was dem flüchtigen Blick ganz für sich selbst bestehend dünkt! Die Geliebte seiner Jugend wiederfinden, wenn man im Begriff steht, eine klug berechnete Vernunfttheorie zu schließen, standesgemäß und ohne sonderliche Aufregung sich zu vermählen und ein ehrbarer Grundherr zu werden — wahrlich! es war eine teuflische Bosheit des Schicksals! Denn zuletzt, was vorüber ist, ist darum nicht hinweg. In dieser Welt der Ursachen und Wirkungen hat es die Spur seiner Existenz unauflöslich eingepreßt dem Herzen, den Ereignissen, die nur Folgen anderer Ereignisse sind, dem Gedächtniß, aus dem man es nicht weglöschen kann. Der Kopf war ihm schwer. Er seufzte.

„Wenn Sie eine Rede memoriren, Rispenstedt, nur los! Wir hören.“

„Nein, ich denke ganz egoistisch an das Uninteressanteste, an mich selbst.“

„Erst recht interessant! Schießen Sie los! Schießen Sie los!“

Nach dem Stadium der Stummheit war in des jungen Mannes Seele plötzlich ein feltamer Drang zu reden lebendig geworden, ein Verlangen, das, was ihn quälte, irgendwie, an irgendwen loszuwerden.

„Die größte Dummheit,“ sagte er, „gleichsam die Königin aller Dummheiten ist das Verliebtsein.“

„Bravo! Bravo!“

„Sie haben offenbar Erfahrung,“ lächelte Affeld.

„Hab' ich — natürlich! Und warum ich's dumm finde? Weil es einen sehenden Menschen blind macht.“

„Wer blendet Sie denn eigentlich hier, mein Verehrtester? Die Baronesse oder die zehnmal pikantere kleine Gouvernante? Tante Lore nehme ich aus. Denn obgleich Sie von Dummheiten sprechen —“

„Die Anwesenden sind Alle ausgenommen,“ sagte Rispenstedt ärgerlich. „Ich spreche im

Allgemeinen, von Geschichten, wenn Sie sich's gütigst merken wollen, die bei der Welterschöpfung oder so ungefähr passiert sind. Blind ist man. Man stellt sich ein Wahngelbde auf den Altar, und betet es an, ein Wahngelbde, das Weib nämlich, das es nicht gibt, niemals gegeben hat und nie geben wird. An einen üppigen Haarwuchs, ein Paar glänzende Augen, ein Paar runde Wangen hängt der Mann den ganzen Vorrath seiner Illusionen, und wenn er Unglück hat, heirathet er die also Geschmückte und kniet vor ihr, bis bei einer schroffen Wendung ihr einmal der Brachimantel seiner eigenen Illusionen von der Schulter gleitet —

„Sehr schön gesagt, ganz meine Ansicht!“ lachte Ahsfeld. „Und weil mit dem Illusionsmantel nicht zugleich auch die Ehefessel herunterfällt, die solch' Phantasiegeschöpf an den Betrogenen koppelt, so thut ein Mann gut, eine Frau, die er liebt, unter keinen Umständen zu heirathen. Sie sind ein Philosoph, Rispenstedt, ein Philosoph! Profit.“

Ahsfeld's Mephistoaugen ärgerten Rispenstedt. Er schlug auf den Tisch.

„Ohne Illusionen soll man heirathen! Eine Frau von gleichem Stand, damit die angeborenen Instinkte nicht verschiedene Wege gehen. Denn auf die Instinkte kommt es an. Alles andere ist Firnis, Vergoldung. Eine Magd soll der Knecht freien, der Herr eine Herrin. Darum —“

„Ja, zum Teufel, warum denn überhaupt irgend Eine? Muß denn geheirathet sein?“

„Doch,“ sagte Rispenstedt, „denn ich will ja ansässig werden. Zu einem Gutsherrn gehört eine Gutsherrin.“

„Gleichsam als Inventar?“

„Als Inventar, wenn Sie wollen. Himmlement! Ich weiß nicht, worüber Sie lachen. Mann und Weib sind aufeinander angewiesen, sie müssen zusammenstehen, einander unterstützen im Allgemeinen wie im Besonderen! Dumm ist das — zugestanden. Aber meine Herren, Sie müssen über Gottes Weltordnung nicht lachen —“

In die zügellos ausbrechende Heiterkeit der Zuhörer hinein melbete der Diener, daß Herr v. Rispenstedt's Pferd und Herr v. Ahsfeld's Wagen warteten.

Die Gesellschaft brach auf.

6.

Nachdem es auf der Terrasse still geworden war, schloß Hanna das Fenster. Nur wenig von dem drunten Gesprochenen war verständlich an ihr Ohr geschlagen. Sie streifte ihre Kleider ab, ruhig, müde; es war aus, der letzte Traum aus. Alle Träume enden einmal. Wenn man sie nur vergessen könnte, wenn sie nur das wache Leben nicht störten, zu nichte machten durch die Erinnerung, durch die Sehnsucht, die sie zurücklassen, die unvernünftige, quälende Sehnsucht. . . .

Eines Abends, als sie in's Freie gehen wollte, vermißte sie Hut und Tuch, die am Ständer auf der Diele zu hängen pflegten. Sie ging ohne sie und schon nach wenigen Schritten begegnete ihr Asta v. Lenhof mit beiden angethan.

„Schelten Sie nicht. Ich dachte, ich käme früher zurück. Es sind Ihre Sachen, nicht wahr? Ich hatte Eile, da nahm ich das erste Beste. Gleichviel, uns Zwei verwechselt man doch nicht.“

„Eile? Hier?“

„Ja, ja; Sie wissen gar nicht, wie interessant und eilig es hier sein kann.“

Hanna betrachtete die Erregte. War's schon so weit? Traf sie heimlich Rispenstedt? Eifersüchtige Thorheit! Schon rieth sie besser. Ahsfeld war's.

„Verrathen Sie nichts,“ sagte die Baronesse kurz, sich in ihren Arm hängend. „Aber Sie

sind ein guter Kerl. Ich weiß, Sie thun's nicht.“

„Ich glaubte Ihre Empfindung nach einer anderen Seite gefesselt.“

„Seien Sie doch nicht pedantisch! Pflücken Sie keine Schlüsselblume, weil Sie demnächst Veilchen pflücken können? Essen Sie keine Kirschen, weil, wenn die Birnen reif sind, Sie Birnen essen werden?“

„Sie sind leichtfertig!“

„Haha! wie Sie mich anfunkeln! Grade als wär' ich Gretchen, und Sie wollten meiner Mama eine haarsträubende Schandthat von mir berichten. Immer zu! Mir machen Sie nicht bange. Wenn ich mit Anstand unter die Haube komme — das Uebrige ist meinen Verwandten gleichgiltig.“

„Sie haben nicht bloß Pflichten gegen Ihre Familie, in erster Linie sind Sie Rechenschaft dem Manne schuldig, dessen Hand und Namen Sie annehmen.“

„Wahrhaftig, meine Beste, Sie reden für ihn, als gälte's Ihrem eigenen Schatz. Aber die im Glashause sitzen, sollten nicht mit Steinen werfen. Wenn ich nun 'mal dieser Jugendfreundschaft — Jugendfreundschaft, nicht wahr? — auf den Grund ginge? Ach, Sie brauchen nicht aufzufahren. Ich werde mich hüten. Leben und leben lassen. Uebrigens hat er mir nichts vorzuwerfen. Aus Liebe nimmt er mich auch nicht.“

„Aus Liebe nicht? Aus welchem Grund denn?“

„Was weiß ich? Er braucht eine Frau; eine, die ihm in die Verbannung folgt, zu den Wölfen und Eisbären, irgendwo an die russische Grenze, da, wo die Landkarte aufhört. Dort will er die Fahne des Deutsthums entfalten, schmutzigen Polentkindern deutschen Patriotismus klar machen.“

„Das sind seine Pläne?“ fragte Hanna überrascht, erstaunt. „Das — das hat er sich als That erwählt? Aber das ist schön! Das ist groß!“

„Finden Sie? Nun ja, Sie sind eben auch eine echte deutsche Idealistin. Die waten immer bis an die Kniee im Himmelblauen. Ich geh' nicht gern fort von dem schönen, lustigen Berlin in die Wildniß mit einem, der mir seine Hand so gleichmüthig bietet, als gälte es eine Polonaise.“

„Aber Sie thun es doch! Sie sind entschlossen, und so müssen Sie auch die Folgen tragen,“ entgegnete Hanna aufgeregt. „Herr v. Rispenstedt ist der besten Frau würdig, das weiß ich. Vor dem Anderen aber sollten Sie sich hüten —“

Sie brach ab. Asta sah mit scharfem, spöttischem Blick ihr in's Gesicht.

„Liebes Fräulein, Sie sind einfach komisch.“ Damit wandte sie der Mahnerin den Rücken und ging in's Haus. Aber von dem Tage an miß sie die Erzieherin. —

Tage, Wochen verstrichen. Hanna sah Rispenstedt kommen und gehen, in der Enge ihres Lehrzimmersübchens ihm so nah und doch so weit, viel weiter, als da er noch fern von ihr weilte, sie wußte nicht wo. Asta lächelte ihm zu, und wenn er gegangen war, gegen Abend, huschte sie hinaus in die Dämmerung der Buchenwälder, um mit rothen Wangen, mit funkelnden Augen, überlustig oder sterbens-traurig von diesen räthselhaften Gängen im Kreis der Ihrigen wieder aufzutauhen.

(Fortsetzung folgt.)

## Ladysmith (Natal).

(Mit Bild auf Seite 393.)

Zu den seit dem Beginn des Krieges zwischen England und den südafrikanischen Burenrepubliken am meisten genannten Städten gehört Ladysmith,

von dem wir auf S. 393 unseren Lesern eine Ansicht vorführen. Es ist die drittgrößte Stadt der britischen Kolonie Natal, hatte vor Beginn des Krieges 4000 bis 5000 Einwohner und liegt am Klip River, der sie mitten durchschneidet. Ihren Namen trägt sie von der Frau des Gouverneurs der Kapkolonie, Sir Harry Smith. Drei Kilometer südlich der Stadt steigt die sich dort hinziehende Hügelkette zum Simbulwanaberge empor, während sieben Kilometer nördlich von Ladysmith der Lombards Kop die höchste Erhebung bildet. Die Stadt, die 30 englische Meilen vom Fuße des Drakengebirges entfernt liegt, wurde beim Beginn der Operationen zum Stützpunkte des linken Flügels der englischen Armee ausersehen; bis Mitte Oktober gehörten die dort und in Natal überhaupt stehenden Truppen zum „Kap-Kommando“; vom Eintreffen des Generalleutnants White ab, der bis dahin das Letztere geführt hatte, wurden sie zu einem selbstständigen „Kommando Natal und des Zululandes“ vereinigt.

## Schloß Hohenwerfen im Pongau.

(Mit Bild auf Seite 396.)

An der von Salzburg nach Wörgl führenden Eislabahn liegt im Pongauthal der stattliche Markt Werfen, von dem aus man einen prächtigen Blick auf das Schloß Hohenwerfen mit den dahinter schroff emporragenden Kalkwänden des Tännengebirges hat. Einst war Schloß und Beste Hohenwerfen (siehe das Bild auf S. 396) die Sperre des Passes Lueg und verwehrte den Eintritt in's Salzburger Land von Süden her. Zu diesem Zweck wurde das Schloß im Jahre 1077 vom Erzbischof Gebhard von Salzburg auf dem 113 Meter hohen Felsgipfel erbaut und später noch wiederholt verstärkt. Die Burgverließe, die einst Staatsgefangene beherbergten, werden noch gezeigt. Jetzt gehört das Schloß dem Grafen Thun; für die Anstrengung des Aufstieges kann sich der Reisende in der sich ihm oben öffnenden Wirtschaft durch einen kühlen Trunk belohnen.

## Die Goldspekulanten.

Erzählung aus Transvaal.

Von Friedrich Reutter.

1. (Nachdruck verboten.)

Die Nachmittagssonne stand an einem schönen Tage des Jahres 1885 noch hoch über den Witwatersbergen im Lande Transvaal, und ihre Strahlen fielen auf einen Mann, der müthig, mit gebeugtem Haupte und trübem Sinn von der Höhe eines nach Gold durchsuchten Stein- und Schutthaufens auf die Arbeit mehrerer Wochen niedersah. Es war ein schwächling gebauter Mann mit glattem, sonngebräuntem Antlitz, dessen von Sorge und Entbehrung geschärfte Züge tiefe Enttäuschung verriethen.

Eben hatte das in der Nähe liegende Pochwerk sein einkörmig stampfendes Geräusch unterbrochen; dort waren die harten Pyrit- und Quarzfelsen zu feinem Pulver zerkleinert worden; ein reißender Wasserstrom hatte das Pulver durch lange Schleusen dahingeführt, wo sogenannte „Herde“ mit Quecksilber bedeckt in Zwischenräumen angebracht waren, um den Goldstaub des zermahlene Gesteins zu amalgamiren, während Sand, Kies und Lehm durch das reißende Wasser in's Thal geschwemmt wurden, wo man sie noch einmal durchsuchte und dann liegen ließ.

Auf einem solchen Haufen grauen Sandes und pulverisirten Gesteins stand Bill Moody, die Arme in die Seiten gestützt und nachdenklich vor sich hinstarrend. Ja, es lag klar zu Tage, daß sein Grubenfeld sich als trügerisch erwiesen hatte, und das Resultat war nichts als bittere Enttäuschung. Sechs Wochen hatten Bill und sein Kamerad Sandy unverdrossen gearbeitet, das Quarzgangfeld hatte reiche Goldausbeute erhoffen lassen, und nun nach mühseliger Arbeit von sechs Wochen verändert es plötzlich seinen Charakter. Nahe an der Erde

hatte es wenigstens noch etwas Gold geliefert; die fünf Tonnen Pyrit und Quarz, die sie aus dem Erzgang gebrochen, waren im Pochwerk behandelt worden. Aber sie hatten nur zwölf Gramm Gold im Werthe von etwa dreißig Schilling ergeben. Eben hatte der Betriebsmeister des Pochwerkes das Gold an Bill abgeliefert, und dieser hatte es lautlos in seine Tasche wandern lassen und war dem Steinhafen zugegangen, um die Sachlage zu überdenken. Eben sah er die hohe, stattliche Gestalt seines Kameraden Sandy Cullan daherkommen, der begierig war, das Resultat des Pochens zu vernehmen.

Sandy, wie ihn die Goldgräber kurzweg nannten, war ein Mann von gewaltigem Wuchse, sein Gesicht war von Wind und Wetter gebräunt; ein Hut mit sehr breitem Rande bedeckte sein Haupt. War Bill, ein Londoner, das Gehirn der Firma, so stellte Sandy, der muntere Irländer, die Kraft und robuste Gesundheit seiner Riesengestalt in den Dienst ihrer Unternehmungen.

Beutel aus der Tasche, „zwölf Gramm Gold für das ganze Lumpenzeug!“

„Daß dich der Henker!“ rief der enttäuschte Sandy. „Da stecken wir wieder in der Patsche!“

gangen — aber jetzt ist der ganzen Sache der Boden ausgeschlagen.“

Zu Ehren von Bill's spekulativem Geiste sei es gesagt, daß er diese Art des Vorgehens



Schloß Hohenwerfen im Pongau. Nach einer Photographie von Würthle & Spinnhörn in Salzburg gezeichnet von H. Nisle. (S. 395)

von Anfang an im Sinne gehabt hatte. Aber Sandy's fester Glaube an großen Gewinn in unmittelbarer Zukunft war unerschütterlich geblieben gegenüber all' den überzeugenden Beweisgründen, die Bill vorführte, und schließlich triumpvirte Sandy's jaquinisches Hoffen über die vorsichtige Berechnung seines schlauen Theilhabers.

„Na, Sandy, auf alle Fälle reinen Mund über unseren Mißerfolg halten, verstanden?“ sagte Bill langsam und sein Gesicht leuchtete plötzlich auf, als ob er die Lösung des Räthfels gefunden habe, wie ein Theil des Gelbes, das in den Schacht versenkt worden, doch noch wieder zu gewinnen sei.

„Sieh' mal, Sandy, Gold ist immer noch in dem verfluchten Schutthausen hier.“

Damit ergriff er die am Boden liegende flache Schüssel zum Auswaschen des Goldandes, und füllte sie zur Hälfte

„Hallo, boy, rief er im breiten irischen Dialekte seinem Kameraden zu, „wie steht's? Sind die verfligten Steine schon gemahlen und ausgeschwemmt?“

Bill wandte sich um und sah den rothhäutigen Riesen kopfschüttelnd an. „Der Teufel hol' die Geschichte,“ versetzte er endlich langsam. „Sieh hier —“ damit zog er seinen ledernen

„Hätten wir nur gethan, was ich von Anfang an im Sinne hatte,“ bemerkte Bill, „hätten wir nur das verwünschte Grubenfeld „gegründet“ und in eine Compagnie umgewandelt, als wir ein paar Fuß unter dem Erdboden waren. Die pffiffigen Spekulanten und Makler hätte ich schon hinter's Licht geführt. Damals wär's noch ge-

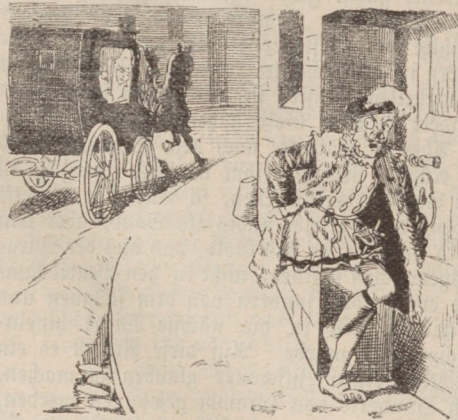
mit Sand und Schutt. An der nahen Schleuse füllte er die Schüssel dann bis zum Rande mit Wasser und schwenkte sie lange und schnell hin und her, indem er gleichzeitig die größeren Gesschiebe auslas, bis Sand und Lehm weggespült waren, und nichts als die schwersten Mineraltheilchen auf dem Boden der Schüssel zurück-

Humoristisches.

Jahresrückblick eines Pechvogels.



Januar.



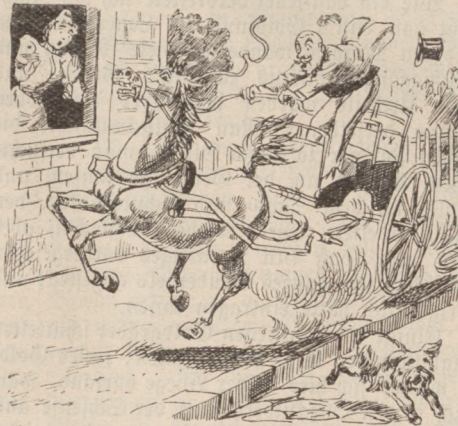
Februar.



März.



April.



Mai.



Juni.



Juli.



August.



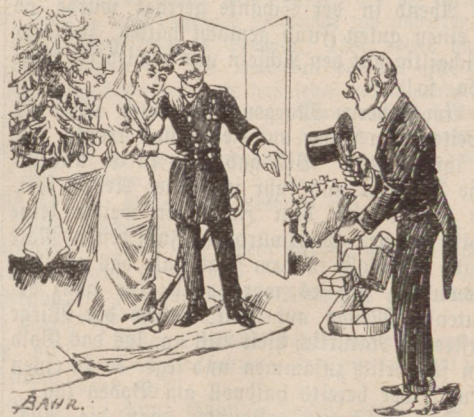
September.



Oktober.



November.



Dezember.

BAHR.

blieben. Jetzt gewahrte Sandy den gelben Schimmer des in winzigen Theilchen auf dem schwarzen Boden der Schüssel zerstreuten Goldes.

„Bei allen Heiligen!“ rief er höchst erstaunt. „Ich schätze, es sind wohl fünfzig Gramm Gold per Tonne in dem Schutt, zum Mindesten fünfzig! Der Schurke von Betriebsmeister in der Hochmühle ließ es wohl absichtlich mit fortgeschwemmen, damit er einen desto höheren Preis für diese Steine erhalten könne, nachdem wir abgezogen wären.“

Bill erwiderte nichts, sondern wusch das Gold langsam und sorgfältig aus, wickelte es in ein Stück Papier und steckte es in seine Westentasche.

„So, Sandy,“ sagte er dann, „das ist unsere letzte Hoffnung!“ Und er sah seinen Genossen eigenthümlich beredt, halb lächelnd, halb verschmüht an.

„Hoho, ich merk' was, ich merk' was,“ rief der Irlander. „Du meinst den alten Pfiff!“

Was Sandy den „alten Pfiff“ nannte, war eine unter Goldgräbern wohlbekannte Sache, daß man nämlich heimlich Goldstaub in eine „Schüssel“ oder in die „Wiege“ hineinstreute, in der Absicht, dadurch den Werth einer Grube in den Augen eines etwaigen Käufers zu erhöhen. Es gibt verschiedene Arten, um diesen Betrug auszuführen, aber alle sind dem Goldgräber unter dem technischen Namen „Salzen“ bekannt.

„Den alten Pfiff, natürlich,“ erwiderte Bill gemächlich.

Sandy schüttelte den Kopf. „Der ist schon lange nichts mehr werth.“

„Vielleicht doch, man muß es nur geschickt genug anfangen.“ — — —

Am folgenden Tag waren die beiden Kameraden äußerst geschäftig. Bill hatte die Wiege ganz nahe an der Schleuse aufgestellt, und Sandy trug Sand, Steine und Schutt von dem im Hochwerk bearbeiteten Material in einem großen Korb ihm zu. Die Wiege des Goldgräbers ist ein kleiner, länglich-viereckiger, deckelloser und an dem einen schmalen Ende offener Kasten, dessen Boden sehr großes Tuch bildet und der, auf Kollhölzern stehend, hin und her bewegt werden kann. Man stellt den Kasten an das Ufer eines Wasserlaufes, mit dem offenen Ende etwas tiefer, auf. Am oberen, höher stehenden Theil ist der Kasten mit einem Gitter versehen, auf welches die goldhaltige Erde mit der Schaufel geworfen wird. Während der Apparat auf den Kollhölzern langsam hin und her bewegt wird, läßt man einen Strom Wasser auf das zu verarbeitende Material fließen. Der gröbere Kies bleibt auf dem Gitter, der Lehm und Sand fließt als trübe Brühe ab, während sich die schweren Goldtheilchen zwischen den Fasern des Tuches am Boden festsetzen.

Unermüdet wiegte Bill seinen Kasten den ganzen Tag lang, während Sandy's starke Arme das Material herbeischafften. Als Bill am Abend in der Schänke gefragt wurde, ob sie einen guten Fund gemacht hätten, suchte er gleichgiltig mit den Achseln und erwiderte kurz: „So, so!“

Am anderen Morgen kam auch schon ein Zweiter vom Lager auf sie zu und fragte, wie es ihnen gehe. Bill gab eine kurze, undeutliche Antwort und fuhr in seiner Arbeit fort, als ob er von dem Zuschauer weiter keine Notiz nehme. Merkwürdig! Zum ersten Male zeigte sich Gold in dem Material, das er eben auswusch. Ja, es war sogar eine ganz bedeutende Menge auf dem Boden der Wiege verstreut. Natürlich hielt Bill an, las das Gold fein säuberlich zusammen und legte es in einen Beutel, der bereits halbvoll am Boden lag.

Der Zuschauer erstaunte, denn die Ausbeute war reichlich; er blieb stehen, um das

Ergebniß der nächsten Wiege zu sehen. Sonderbar! Fast dieselbe reiche Ausbeute; und als vollends eine dritte Wiege ein ähnliches Resultat ergab, schöpfte der Zuschauer tief Athem und eilte dem Lager zu, um die gute Nachricht zu verbreiten. Darüber konnte kein Zweifel obwalten, daß Bill und sein Genosse einen „wirklich guten Fund“ gemacht hatten.

„Etwa zehn Gramm Gold per Wiege,“ erzählte der Besucher seinen staunenden Zuhörern in der Schänke, „und nach ihrem Beutel zu urtheilen, müssen sie mindestens schon zweihundert Gramm Gold haben.“

Aber er urtheilte nach dem Schein, der so oft trügt. Wäre es ihm möglich gewesen, in den Beutel hineinzusehen, so würde er bemerkt haben, daß derselbe nichts als Sand, aber kein Gold enthalte, da das Gold, das aus der Wiege ausgewaschen worden, nicht in den Beutel kam, wie er glaubte, sondern von dem schlauen und geschickten Bill in die nächste Wiege hineingeschmuggelt wurde. Auf diese Art ist es ein Leichtes, einen Zuschauer glauben zu machen, daß Hunderte von Gramm gewonnen werden, während immer nur dieselben zehn Gramm in jeder Wiege wiederkehren.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von Bill's Goldfund im Lager, und am anderen Morgen wanderten viele Mäcker und Müßiggänger hinaus zu Bill's Grube, und viele Urtheile wurden laut über den hohen Ertrag derselben. Man beglückwünschte die beiden Partner zu ihrem Glücke, man versuchte einen Antheil an der Grube zu kaufen, und wollte auf dem Sand- und Schutthaufen, den Bill bearbeitete, eigene Antheile abstecken, aber man fand, daß Bill Derartiges vorhergesehen und schon sein ganzes Grubenfeld abgesteckt und obriekentlich hatte eintragen lassen.

Einige der erfahrenen Goldgräber schüttelten ungläubig den Kopf und lächelten; freies Gold, so wie es sich hier in der Wiege vorfand, wäre auch in den Quecksilberherden der Schleuse aufgefangen worden; da mußte irgend welcher Schwindel im Spiele sein.

Man bemerkte auch, daß die beiden Kameraden gar kein Gold an die Bank im Lager gegen bares Geld verkauften, und schließlich kam es dahin, daß man die Sache doch mit starkem Mißtrauen betrachtete.

Ohne sich auch nur im Geringsten um derartiges Gerede zu kümmern, arbeiteten Bill und Sandy unverdrossen weiter. Tag für Tag waren sie rastlos thätig an ihrem Haufen; und da sie nie versuchten, die Grube zu verkaufen, so erlosch das Mißtrauen wieder. Das Lager begann allmählig die Beiden um ihr Glück zu beneiden. Aber das Geflüster der erfahrenen Minderheit der Goldgräber verhinderte es noch immer, daß Spekulant einen annehmbaren Preis für die Grube boten, was Bill erhofft hatte. Und es wäre nicht allzuschwer gewesen, mit ihm handelseinig zu werden.

Bis jetzt war also Bill's Plan nicht von Erfolg gekrönt worden, die Lage der beiden Partner wurde von Tag zu Tag unangenehmer; aber unablässig arbeiteten sie weiter. „Es gibt immer noch Dummköpfe auf der Welt,“ pflegte Bill den ungeduldigen Sandy zu vertrösten, und ein solcher könnte jeden Augenblick erscheinen. Und so geschah es auch.

Langsam und bedächtig wanderte eines Tages ein Chinese den Fußweg empor zu der Stelle, wo Bill arbeitete. Er hielt an und sah Bill zu, wie dieser das Gold aus der Wiege wusch und es allem Anscheine nach in dem halbvollen Beutel barg. Die Augen des Chinesen blitzten schlau.

„Sehl gut,“ \*) rief er aus, „Sie viel Gold veldieni hiel.“

\*) Die Chinesen können das r nicht aussprechen.

„s ist nicht viel d'rin, John,“ erwiderte Bill, und hob den am Boden liegenden Beutel auf, daß seine runde volle Form deutlich sichtbar wurde. „Verdienen gerade unseren Tagelohn.“

„Sie viel veldieni, viel! Ich seh'. Sie velkaufi?“ fragte John, der Chinese.

„Willst Du kaufen, John?“

„Wieviel? Mich kaufi. Yes, mich kaufi.“

So wurde der Handel abgeschlossen, und wohlgemuth wanderten die Drei nach dem Gasthaus des Lagers, wo Bill seine Kameraden freihielt. John, der Chinese, aber ging weg und ließ hundert Pfund Sterling, den Preis der Grube mitfammt dem Schutthaufen, in Bill's braunen Händen zurück.

## 2.

Jener Nachmittag, an dem der Handel zwischen Bill und dem Chinesen abgeschlossen worden, war ein Freudentag für die durstigen Seelen, welche sich in der rauchigen Schänkstube des Gasthofs „Zum rothen Hund“ drängten. Bill fühlte sich glücklich und zugleich stolz darauf, einen Chinesen angeführt zu haben. Hätten sie an einen europäischen Goldgräber verkauft, so wäre es für sie absolut nothwendig gewesen, schnell das Lager zu verlassen. Aber wer fragte etwas nach einem Chinesen! Er war kein Weißer, und sie hatten ihn „reingelegt“; es war eigentlich eine Ehrensache, daß sich Jemand gefunden hatte, der diesem bezopften Mongolen „über“ war.

Bald wußte das ganze Lager von dem „höchst gelungenen Spaß“. Der Chinese war also regelrecht „geleimt“ worden, eine Ursache des Triumphes für alle Europäer.

Aber der arme John? Dachte Niemand daran, wie lange dieser geduldige, langmüthige Gelbe hatte arbeiten müssen, bis er die hundert Pfund in Schweiß seines Angeichts sammengerafft hatte? Er, der immer arbeitende, karglich lebende Gefelle, hatte ja keinen Freund unter der weißen Bevölkerung. Ja, die Weißen, sie waren die Intelligenz, das Kultur-element, die Aristokratie gegenüber den Gelben und Schwarzen des Lagers, die kaum als Menschen angesehen wurden.

„Bei Gott, ich will hingehen und den Chinesen sehen „viel Geld veldieni“ aus dem Schutthaufen,“ rief einer der Goldgräber unter allgemeinem Gelächter, als die Gesellschaft spät Abends auseinanderging.

Am anderen Morgen umstand auch bald ein Häuflein Neugieriger den Ort, wo John zu arbeiten begonnen hatte. Sein Beginnen belustigte sie. Sonderbar, dachten sie, daß er den Schwindel noch nicht herausgefunden hat und seine Kraft an diesem werthlosen Gestein vergeudet. Höchst sonderbar! Schon den ganzen Vormittag hatte er gearbeitet und war es noch nicht müde. Gegen Mittag fing er an dürres Holz zu sammeln, um ein Feuer zu machen. Er zündete das Holz an, holte aus einem Sack eine Pfanne hervor, und nachdem er sie mit großer Sorgfalt über dem Feuer aufgehängt hatte, versuchte er das zu bearbeitende Material auszumelzen. Als der Inhalt der Pfanne anfang, sich zu erwärmen, spritzte er eine Flüssigkeit darüber und schürte eifrig nach. Ein dicker weißlicher Rauch entstieg der Pfanne.

Als die Zuschauer das sahen, drängten sie sich näher und näher herzu. Im Anfang war der Rauch ganz dick, und da er von Schwefeldämpfen gesättigt war, so trieb er den Zuschauern das Wasser in die Augen und verursachte ein brennendes Gefühl in der Kehle. Allmählig aber wurde er dünner, das Feuer dagegen größer, und zuletzt glühte die Pfanne in dunkelrother Gluth. John rührte den Inhalt der Pfanne auf, bis auch nicht eine Spur von Rauch mehr daraus entwich, nahm die

Pfanne vom Feuer hinweg und trug sie hinunter an den Wasserlauf, wo Bill gestern noch gewiegt hatte.

Die Neugierde der Zuschauer war auf's Höchste gestiegen; sie folgten John, um das Resultat seines sonderbaren Vorgehens zu sehen. Mit Wasser kühlte er die Pfanne so weit ab, daß er sie mit den bloßen Händen handhaben konnte, dann begann er den Inhalt auf die gewöhnliche Art auszuwaschen. Der feine Sand wurde im schmutzigen Wasser fortgeschwemmt, und zuletzt blieb auf dem Boden der Pfanne eine halbfauftgroße, glänzende, weiße Masse zurück. Das Auswaschen war vollendet; John blickte empor zu den gaffenden Zuschauern mit einem sonderbaren, kindlich-fröhlichen Blick und lächelte.

„Sie wißt?“ sagte er. „Sie wißt? Silbi, Silbi!“

Er nickte und lächelte, und lächelte und nickte. Die Zuschauer murmelten erstaunt. Sie Alle wußten, wie Gold zu gewinnen war, aber vom Silber und seinen verschiedenen Erzen hatten sie keine Ahnung. Jedenfalls war die Entdeckung des klugen Chinesen von ungeheurer Wichtigkeit.

„In Quacksand viele Schwefelsilbi,“ sagte John freundlich lächelnd. „Ah, viele Schwefelsilbi — bin sehr zufrieden.“

Am anderen Morgen sprach man von nichts, als von dem starken Gehalt des Quarzsandes an Schwefelsilber, den die verkaufte Grube ergab.

„Wieder mein verwünschtes Pech!“ schrie Sandy, als er davon hörte. „Die Karten wegzuworfen, eh' das Spiel verspielt war! Zu dumm!“

Bill verhielt sich ruhig und verschluckte den Grimm, den er empfand. Es hatte ihm unendlich geschmeichelt, den Chinesen geprellt zu haben, aber er war außer sich vor Wuth, vernemen zu müssen, daß er selbst nun der Geprellte sei, daß er, der Abgefeymte, ein Vermögen für einen Pfifferling verkauft habe. Auch die schöne, schmeichelhafte Geschichte von der intellektuellen Ueberlegenheit der Weißen über ihre gelben Mitmenschen wollte hier nicht stimmen, und das ganze Lager empfand das als eine Niederlage. Alle waren entschlossen, das nicht auf sich sitzen zu lassen.

## 3.

In den Tagen, die der Entdeckung des Chinesen folgten, regnete es unaufhörlich. Die Hauptstraße des Lagers — jetzt „Commissioner Street“ in Johannesburg — war das Bett eines feichten, schmutzigen Flusses, der zu dreifacher Größe angeschwollen war.

An einem der nächsten Abende während des anhaltenden Regenwetters war wie gewöhnlich eine äußerst zahlreiche Gesellschaft in der Schänke des „Rothen Hundes“ versammelt. Laut und unaufhörlich wogte die Unterhaltung hin und her, Alles drehte sich um die Entdeckung des Silbers durch den Chinesen, Alles wurde vom Gründungsfieber gepackt.

„Großartig wird es werden,“ sagte der Wirth, „die Entdeckung bringt wieder Leben in die Bude. So muß es sein! Und 's ist eine ganz eigenthümliche Sache mit so einer Entdeckung, Niemand kann sagen, wohin sie noch führen wird. Warum sollte es denn nicht möglich sein, daß alle diese Berge und Hügel „am Rand“ reiche Silberlager enthalten? Jetzt, da man der Sache auf der Spur ist, möchte ich wetten, daß man nach allen Richtungen hin auf Silber stoßen wird. Das ist meine feste Ueberzeugung.“

„Guten Abend, Mister Mac Dougall, guten Abend!“ unterbrach er sich und ging durch das Gedränge auf den ersten englischen Makler zu, der eben eintraf. „Famose Entdeckung da mit

dem Silber, wird uns wieder auf den Damm bringen. Das Zimmer ist hergerichtet für die Versammlung, Mister Mac Dougall, ein lustiges Feuer brennt im Kamin; Papier, Federn, Tinte, Alles bereit. Wenn Sie etwas brauchen, lassen Sie's mich wissen, Mister Mac Dougall. Sie kommen etwas vor der Zeit, doch die Boys werden gleich anrücken.“

Mac Dougall nickte dem Wirth zu und verfezte: „Ich glaube, wir können diese Sache arrangiren. Die Verhandlungen, welche daraufhin abzielen, das Grubensfeld durch Kapital aus dem Lager selbst bearbeiten und ausbeuten zu lassen, haben einen schönen Erfolg gehabt. Die Sache kann heute richtig gemacht werden. Wir gründen die Mine. Alle weiteren Schritte werden von der Versammlung heute Abend abhängen; aber ich darf zuversichtlich hoffen, daß das Endresultat unserer Beratungen für alle Theile befriedigend ausfallen wird — ja, befriedigend für alle Theile.“

Mit dieser etwas dunklen Andeutung ließ er sein Auge gnädig über seine Zuhörer hinwegschweifen.

Eben traten Bill und Sandy ein, zusammen mit einem kleinen Häuflein der Elite des Lagers, darunter auch der Kaufmann. Sofort begab man sich nach dem bestellten Zimmer, und Mac Dougall, der seinen grauen Cylinder mit Sorgfalt auf den Tisch vor sich hingelegt hatte, eröffnete die Berathung.

„Es freut mich, Gentlemen,“ so begann er langsam und mit Nachdruck, „Ihnen mittheilen zu können, daß die neue Silbergrube zum Besten unseres Lagers durch einheimisches Kapital bearbeitet werden soll. Nach langwierigen Unterhandlungen ist es Herrn Bill Moody gelungen, die Grube, die ja, wie wir alle wissen, einst sein Eigenthum war, wieder zurückzukaufen zum Preis von dreihundert Pfund Sterling. Ich habe es unternommen, eine Gesellschaft zu gründen, und die Mehrzahl der Aktien ist bereits vergeben, nur noch einige wenige bleiben in meinen Händen.“

Er zog ein Verzeichniß der Aktionäre aus der Tasche, reichte es zur Ansicht herum, und bald waren auch die letzten Aktien unterzeichnet zur großen Befriedigung des Mr. Mac Dougall.

„Gentlemen, es kann nun keinem Zweifel mehr unterliegen,“ fuhr er fort, „daß der Grund zur künftigen Wohlfahrt von Johannesburg damit gelegt ist. Das Geschäftsleben war in der letzten Zeit etwas flau, hiermit ist diese träge Periode zu Ende, und ich erlaube mir als Namen der neuen Grube vorzuschlagen: „Die Pionier-Silbergrube.““

Lauter Beifall erscholl in dem Zimmer. Mr. Mac Dougall hielt an, um Athem zu schöpfen.

„Unsere Gesellschaft,“ fuhr Mac Dougall fort, „die Pionier-Silbergruben-Aktiengesellschaft, ist auf dem gewöhnlichen Wege gebildet worden; zwanzigtausend Aktien je zu einem Pfund Sterling. Nichts bar zu bezahlen als eine Anzahlung von einem Sixpence per Aktie zur Erwerbung der Grube von dem Chinesen und zur Inangriffnahme der ersten Arbeiten. Gentlemen, es ist Ihnen natürlich bekannt“ — hier sprach der Redner mit viel Nachdruck — „daß die ursprünglichen Besitzer der Grube uns bedeutend vorgearbeitet haben, so daß das zu Tage liegende Flöz nur in seiner ganzen Ausdehnung bloßgelegt und bergmännisch behandelt werden muß. Eines bleibt mir noch übrig zu sagen. Die ursprünglichen Besitzer der Grube haben gegen dreitausend Aktien auf alle ihre Rechte an die Grube verzichtet, so daß die Gesellschaft das Grubensfeld meiner Meinung nach zu äußerst niedrigem Preis erworben hat.“

Er setzte sich, und die Unterhaltung wurde allgemein. Alles war froher Hoffnung voll

und träumte von künftigen Reichthümern. Nachdem die Aktionäre noch die Schwierigkeiten gehört, die der Chinesen den rücklaufenden Partnern entgegengestellt hatte, und daß er schließlich nur auf den Kauf eingegangen sei, weil man ihm mit dem Lynchen drohte, ging die Versammlung voll Zufriedenheit auseinander.

Den ganzen folgenden Tag war das Lager in fieberhafter Aufregung. Die Aktien der neuen Compagnie stiegen von Stunde zu Stunde, und da die glücklichen Aktionäre keine Lust zeigten, dieselben zu verkaufen, so standen sie bald auf anderthalb Pfund, einige wurden thätig, d. h. sie schickten sich an, die Aktien zu diesem Preis veräußert, und die Aufregung wuchs. Die Spekulationswuth wurde immer größer, und die Gründer thaten Alles, um sie ordentlich auszunutzen.

Der Einzige, der nicht mitmachte, war John, der Chinesen; er hatte noch am Tage des Verkaufes den Postwagen nach Kimberley genommen. Ein eigenthümliches Licht aber fiel auf die Beweggründe seiner Abreise, als nach Aufhören des Regens die Arbeiten im Schacht begannen und dem Metallurgen Proben daraus eingeliefert wurden. Sein Bericht lautete nämlich dahin, daß das Gestein zwar eine kleine Spur von Gold, aber nicht die geringste von Silber aufweise. Genauere Untersuchung des Steinhäufens zeigte, daß derselbe ganz gehörig „gesalzen“ worden sein mußte, aber diesmal nicht, wie bisher in solchen Fällen angewendet, mit Gold, sondern mit Silber.

„O elender Mongole!“ schrie Alles. „Welch' diebischer, gemeiner Kniffe sind doch diese bezoppten Gelben fähig!“

Die moralische Entrüstung war ungeheuer. Wäre John noch dagewesen, er wäre sicherlich dem Lynchgerichte nicht entgangen.

Die Pionier-Silbergruben-Aktiengesellschaft verfrachte so schnell, als sie gegründet worden war, und den ganzen Sommer hindurch war das Lager halb verödet, das Geschäft todt. Im Sommer des folgenden Jahres aber erwachte es zu neuem Leben, als die großen Goldfunde „am Rande“ in langer Reihe aufeinander folgten. An seiner Stelle entstand die Stadt Johannesburg, und die Goldspeculation nahm jenen riesigen Umfang an, der die Verhältnisse ganz Südafrikas von Grund aus änderte.

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Das bewährte Inkognito.** — In der Begleitung des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar, des Freundes und Gönners Goethe's, erblickte man im letzten Jahrzehnt seines Lebens gewöhnlich den General v. Seebach, einen der vier Generale, welche das Großherzogthum gleichzeitig besaß. Einst reiste der Großherzog mit Seebach nach Leipzig. Die beiden Herren trugen sehr einfache Civilkleidung und fuhrten in dem alten herzoglichen Jagdwagen mit Extrapostpferden. Als einzige Bedienung saß der Kammerdiener Hecker hinten auf der Britsche. Als sie dem Leipziger Stadthor sich näherten, sagte der Großherzog zu Seebach: „Wir reisen natürlich inkognito!“ Es war nun damals und noch lange nachher Gebrauch, daß jeder ankommende Fremde an der Thorwache Namen, Stand und Wohnung angeben mußte. So trat denn auch an den großherzoglichen Wagen der Sergeant der Wache und bat um die Namen.

„General v. Seebach aus Weimar,“ sagte der Großherzog.

„Und Sie, mein Herr?“ wendete sich der Sergeant an Seebach.

„Großherzog von Weimar!“ antwortete Seebach, ohne sich zu befinnen.

„Aber Seebach,“ fragte der Großherzog unwillig, als sie weiter fuhrten, „was in aller Welt fällt Ihnen denn ein?“

„Nun, königliche Hoheit befehlen ja, daß wir inkognito reisen, und da Sie geruhten, sich meinen Namen beizulegen, war es ja ganz natürlich, daß

ich den Thron wählte. Das Inognito ist damit durchaus gewahrt worden."

Der Großherzog mußte über den drolligen Einfall des alten Generals lachen, der durch seine große humoristische Begabung bekannt und beliebt war. Die unbewegte Miene und der trockene Ton, mit welchem der hagere lange Mann mit seinem faltigen, sehr intelligenten Gesicht seine witzigen Ausprüche vortrug, gab ihnen immer besonderen Reiz. Karl August schrieb man auch die Autorschaft der auf den witzigen General gemünzten Charade zu: „Das Erste ist ein großes Raß, das Zweite ist ein kleines Raß und das Ganze ist doch trocken.“ (See, Bach — Seebach.) [D.—L.]

**Klauenenmenschen.**

— Im westlichen Theile des Staates New-York liegt, von hohen Hügeln umschlossen, das Thal Zoar. Wild und unwegsam, wie die Gegend ist, wird sie nur selten von Fremden besucht. Sie weist aber eine Seltsamkeit auf, die auf dem Erdenrund nicht so leicht wieder anzutreffen sein dürfte. Mutter Natur hat nämlich dort in ihren manchmal wunderlichen Launen eine Anzahl Menschenkinder geschaffen, welche mit Klauenartigen Fingern und Zehen ausgestattet sind. Und zwar beruht diese Abnormität augenscheinlich auf Vererbung, die sich, soweit bekannt ist, dort nunmehr bereits auf vier Generationen erstreckt hat. Zu Anfang

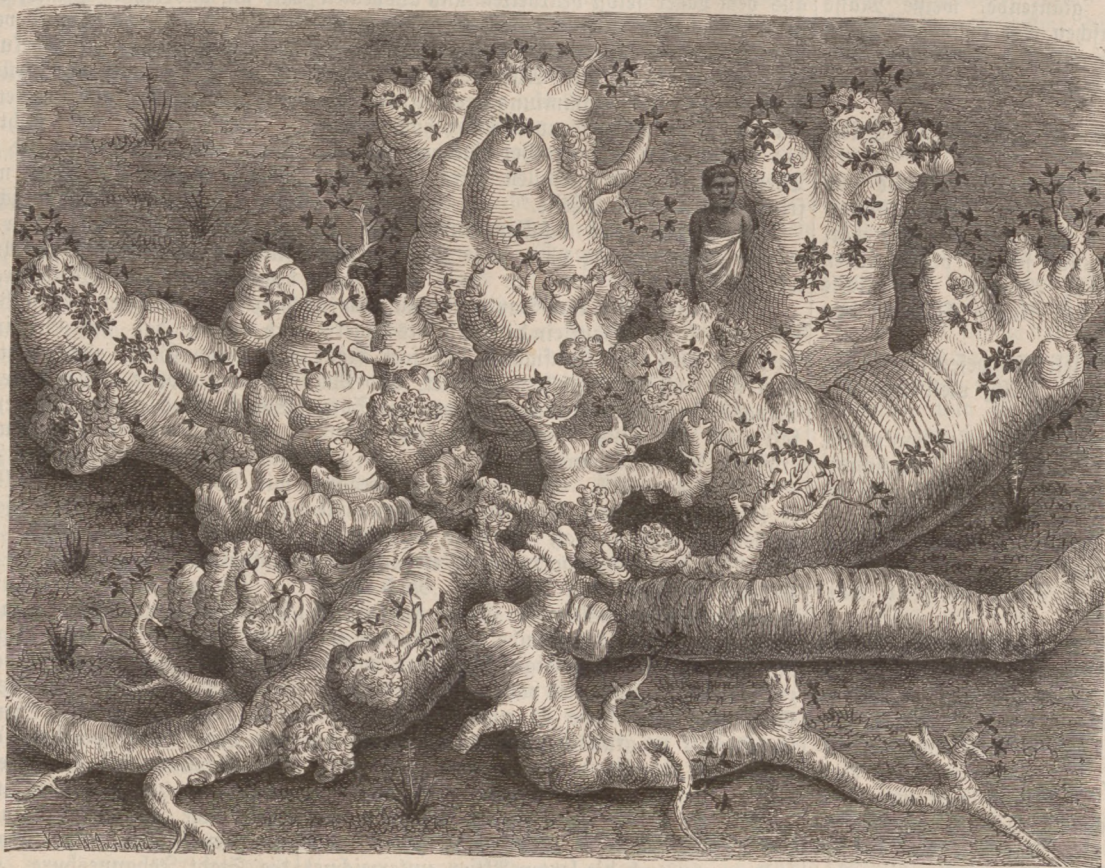
so existirt gegen sie doch ein starkes gesellschaftliches Vorurtheil. Letzteres ist zwar nicht groß genug gewesen, daß es Verheirathungen zwischen Familien mit regelmäßigen Gliedmaßen und solchen mit den Mißgestaltungen völlig hätte verhindern können, es hat aber doch hinsichtlich solcher ehelichen Verbindungen abschreckend und entmutigend gewirkt. Die Folge hiervon ist, daß viele Verheirathungen innerhalb dieser mißgestalteten Familien selbst stattfinden, was wieder die Ursache dafür bilden mag, daß die erwähnten körperlichen Fehler sich forterhalten.

Die Klauenfingerigen Bewohner jener Gegend

von ihren Nachbarn wird ihnen Fleiß und Rechtsschaffenheit nachgerühmt. — Wie lange die in jenen körperlichen Mißgestaltungen bestehende Naturverfehrtheit sich noch erhalten wird, vermag natürlich Niemand zu sagen. Liegt in der That eine physische Entartung vor, so werden jene Menschen nach einer gewissen Zeit aussterben. [v. B.]

**Werth der Dinge.** — Der Abbé Nollet las einst in einem gelehrten Vereine eine höchst langweilige Abhandlung über die Preise der Lebensmittel vor. Der Mathematiker Fontaine, der zugegen war, sagte zu seinem gähnenden Nachbar:

„Der gute Nollet kennt den Werth aller Dinge, nur leider nicht — den Werth der Zeit.“ [W. S.]



Stamloser Affenbroddbaum.

**Der Affenbroddbaum.**

(Mit Abbildung.)

Ein merkwürdiger Baum der afrikanischen Steppe ist in vielen Theilen des „schwarzen Erdtheiles“ der Affenbroddbaum, der sich zu sehr bedeutender Größe entwickeln kann. Er erreicht eine Höhe von 12 bis 22 Meter und einen Umfang von 47 Meter; solche Miesebäume bilden einen ungeheuren, mit dem unteren Rande den Erdboden berührenden Wipfel von 38 bis 48 Meter im Durchmesser. Neuerdings aber hat man eine höchst interessante verkrüppelte Form des Affenbroddbaumes in dem Vorlande von Simbho, im Süden

gelten als etwas wunderbar, seltsam, was sich aus ihrer abgeschlossenen, des näheren Verkehrs mit ihren Nachbarn so gut wie ganz entbehrenden Lebensweise uns schwer erklären läßt. Uebrigens scheinen diese mißgestalteten Leutchen ziemlich intelligent zu sein,

der Kongomündung, entdeckt, die unsere Abbildung zur Anschauung bringt. Dieser merkwürdige Affenbroddbaum hat keinen Stamm, sondern nur Geäst, das sich in großer Ausdehnung über den Boden verbreitet.

**Bilder-Räthsel.**



Auflösung folgt in Nr. 51.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 49:  
 Wen Gott nieder schlägt, der richtet sich selbst nicht auf.

**Charade.**

(Vier silbig.)

Zwar nehmen wir am ersten Paar  
 Beständig große Köpfe wahr;  
 Doch jah man noch zu keiner Zeit,  
 Daß es mit diesen Köpfeln ist.  
 In heißem Kampf auf blut'ger Bahn  
 Zieht uns das zweite Paar voran,  
 Und wer ihm folgt mit klümem Geist,  
 Der gilt als Held, den hoch man preist.  
 Doch wer, wenn schril die Kugel pfeift,  
 Die beiden Paare feig ergreift,  
 Der erntet als gerechten Lohn  
 Statt Heldenruhmes Spott und Hohn.

Auflösung folgt in Nr. 51.

**Auflösungen von Nr. 49:**

des Arithmogriphs: 1) Pardubitz, 2) Arzt, 3) Rabatt, 4) Drau, 5) Uvi, 6) Barbar, 7) Zba, 8) Tapir, 9) Sara; des Homonyms: Scheiden.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Verlag der Buchdruckerei der  
**Thorner Ostdeutschen Zeitung**, Gef. m. v. G., **Thorn**.  
 Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt  
 und herausgegeben von der Union Deutsche Verlags-Gesellschaft  
 in Stuttgart

die Hände dieser Personen sind gewöhnlich breit und kurz in der Handfläche. Die gekrümmten Finger bilden kurze Stummel, denen entweder die Gelenke ganz fehlen oder bei denen die letzteren der gewöhnlichen Anordnung entbehren. Das heißt: Entweder hat der Finger nur ein Gelenk oder die zwei Gelenke liegen dicht beisammen. Manchmal sind die Finger einer Hand zu einem einzigen breiten Stumpfen verwachsen. Gelegentlich wird auch ein Kind geboren mit einem überschüssigen Finger oder einer solchen Zehe.

Wenn die übrigen Bewohner jener Gegend die beschriebenen, so sonderbar ausgestatteten Menschenkinder auch nicht als besondere Geschöpfe ansehen,